

Verloren im All

Autor(en): **Bischof, Simona**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 213

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verloren im All

Eine Expedition in die St.Galler
Raumstation.

VON SIMONA BISCHOF

Ich wollte der Raumstation noch eine Chance geben. An letztes Mal kann ich mich nur verschwommen erinnern, an schwitzende Menschen, die im schummrigen Zwielicht ihre Körper zucken liessen. Wir waren zu spät da, zu wenig verstrahlt, zu sehr ausgeschlossen aus der Partyblase. Jetzt sollte sich das ändern. Eine Suche nach Musik, Spass, Herumgezappel und einer Antwort auf die Frage, ob hier draussen am Ostrand St.Gallens, das wilde Stadtleben rauscht.

Beim ersten Anlauf versagen wir kläglich. Wir trinken uns im Backstage zu Hip-Hop-Beats und schlecht nachgetanzten MTV-Moves derart viel Mut an, dass wir morgens um fünf aufgeben und nach Hause müssen. Die Raumstation ist kein Ort, wo man sich vornimmt, hinzugehen, es ist der Ort, wo man hinget, wenn man nicht nach Hause will. Ähnlich dem Downtown oder dem Studio 15 nimmt die Raumstation zu später Stunde das Partyvolk auf, dem der Heimweg zu lange und das Bett zu leer ist. Sie wird dieser «Bah! Das kommt jetzt auch nicht mehr drauf an!»-Stimmung gerecht, die sich einstellt, wenn die Nacht zu gut ist, um ihr ein jähes Ende zu setzen. Früher war der Elektrokeller dafür da. Gut gelegen und erst ab drei in der Früh geöffnet, fanden wir Zuflucht, wenn wir den Kater und die im aufkommenden Morgenlicht hässliche Realität noch ein paar Stunden verdrängen wollten.

Ein zweiter Expeditionsversuch in die Raumstation klappt, aber die Reise endet ernüchternd. Der Raum ist zu gross. Der Club füllt sich lange nicht, und als er es tut, wird trotzdem kein Ganzes draus. Kein Miteinanderfeiern, sondern Grüppchen, die herumstehen und tanzen. Ausserdem kreist die Raumstation verloren im Stadtraum. Solange noch Busse hinfahren, ist nichts los oder die Tür zu. Später kostets ein Taxi, um hinzukommen. Unkompliziert mal eben vorbeischauchen ist in der Raumstation schwierig. Und die Stimmung muss halten, bis der erste Bus fährt. Wenn man sich aber auf den zwischen minimal und technoid klingenden Sound einlassen kann, ist die Wahrscheinlichkeit gross, abzuheben und diese Stunden unterhaltsam zu überbrücken. Verpasst man den Moment, um einzusteigen, kreist man verloren in den Gruppen der verzweifelt Weiterfeiernden.

Fazit: Dieses Abgeschottete, Gestrandete hat seinen Reiz, wenn man sich für eine Nacht komplett verlieren will. Für Stadtastronauten ist die Raumstation eine feine Alternative zum trotzigem Weiterfeiern in der Stadt – man tut aber gut daran, selber Partystimmung mit dabei zu haben.

1892: «Schuli- Neger» in St.Gallen

Shows mit exotischen
Menschen waren auch hier gefragt.

VON PETER MÜLLER



«Schuli-Neger» aus dem oberen Nilgebiet? Die Berliner Anthropologische Gesellschaft kritisiert, das sei «zusammengelaufenes Negervolk» und für das Verständnis der «ächten Schuli» belanglos. Doch Berlin ist weit weg. Die St.Gallerinnen und St.Galler besuchen die Völkerschau, die im Oktober 1892 in der Gallusstadt gastiert, mit grossem Interesse. Während elf Tagen bestaunen sie «Sitten und Gebräuche» dieser «Neger»: Hochzeit, Kriegstanz, Gericht und einiges mehr. Nicht weniger fesselnd finden sie die fünfzehn Frauen, zwölf Männer und drei Kinder zwischen den Darbietungen. «Sie scharen sich um die geheizten Öfen der Halle, lebhaft plaudernd, lachend, rauchend, die Frauen mitunter eifrig nähend. Das Benehmen dieser Neger macht dabei durchaus den Eindruck harmloser Fröhlichkeit», schreibt das «St.Galler Tagblatt». Es sei denn, ein Besucher gibt einem der Afrikaner aus Böswilligkeit oder Gedankenlosigkeit Alkohol – obwohl das verboten ist. Dann ist der Teufel los: Tumult, Schlägerei, Polizei. Das «Tagblatt» bittet die St.Galler um Verständnis, die «Wilden» seien eben nicht «trainiert», und

versichert: «Die Schuli führen sich durchaus manierlich und sympathisch auf, wenn auch vom Publikum keine Vorstösse gemacht werden.»

Solche Völkerschauen befriedigten verschiedene Bedürfnisse: Romantik, Voyeurismus und Selbstbestätigung der europäischen Zivilisation, wissenschaftliches Interesse, schlichte Neugier. Der «St.Galler Stadtanzeiger» redet von der «mühevollen Bahn, die der Mensch zu durchlaufen hat, bis er auf der Höhe der Zivilisation angelangt ist, deren wir uns erfreuen». Andererseits seien die «Schuli-Neger» zumindest in einigen Punkten zu beneiden, etwa für die «natürliche Grazie in all ihren Bewegungen» oder die «harmlose Lebenslust des kindlichen Menschen». Die Zeitung fürchtet, dass ihnen diese Lebenslust im Umgang mit «uns zivilisierten Menschen» bald ausgetrieben wird. Eine Kritik an der eigenen westlichen Zivilisation – ja. Aber ziemlich moderat. Wenn man wollte, konnte man das schon damals viel härter und drastischer formulieren.

Aus heutiger Sicht muten diese Shows fragwürdig, voyeuristisch und überheblich an. Die Ethnologin Hilke Thode-Arora, eine Spezialistin für das Thema, rät aber zur Vorsicht. Erst ein differenzierter Blick werde dem Phänomen gerecht. Man müsse in mühsamer Kleinarbeit Originalquellen zur Rezeption der Shows zusammentragen – Zeitungsberichte, Tagebücher, Briefe. Und: «Es wäre naiv anzunehmen, dass die Menschen früherer Zeiten dümmere oder moralisch schlechter waren, als wir es heute sind.»